

**Zeitschrift:** Sprachspiegel : Zweimonatsschrift  
**Herausgeber:** Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache  
**Band:** 65 (2009)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Das Phänomen Zwiebfisch - Bastian Sicks Sprachkritik und die Rolle der Linguistik [Teil 2]  
**Autor:** Schneider, Jan Georg  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-421945>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das Phänomen Zwiebfisch – Bastian Sicks Sprachkritik und die Rolle der Linguistik<sup>1</sup> (Teil 2)

Von Jan Georg Schneider

## 2. Bastian Sicks Sprachkritik und die Rolle der Linguistik

**C**harakteristisch für Sicks Art der Sprachkritik und «Sprachpflege» sind auch die folgenden methodischen Merkmale, die uns bei der Lektüre seiner Kolumnen immer wieder begegnen:<sup>2</sup>

- die Vermischung von sprachlichem Ist-Zustand (Synchronie) und historischer Sprachentwicklung (Diachronie),
- die Verkennung des metaphorischen Sprachgebrauchs,
- die Vernachlässigung medialer Unterschiede, insbesondere der Unterschiede zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit,
- die starre Trennung zwischen «Hochsprache» und «Dialekt».

Ein weiterer Punkt ist, dass Sick sich – auch dies ist typisch für Sprachpfleger – weitgehend auf die *Einzelwort*-Ebene fixiert, die nicht gerade die ergiebigste und interessanteste Fundgrube für sprachliche Fehler ist. Zu den wenigen «echten» Fehlern, die sich auf dieser Ebene finden lassen und die hier von Sick zu Recht genannt werden, gehören: die falsche Numerusmarkierung bei eingedeutschten italienischen und lateinischen Wörtern (*ein Mafiosi, ein Soli, die Kasi*), der sogenannte Deppen-Apostroph (*Tipp's, Snack's*) oder unlogische Formen wie der *Einzigste*<sup>3</sup>.

<sup>1</sup> Bei dem vorliegenden Beitrag handelt es sich um eine leicht überarbeitete und verbesserte Fassung eines gleichnamigen Aufsatzes, der im *Sprachdienst* der *Gesellschaft für deutsche Sprache* erschienen ist (Heft 4/2008).

<sup>2</sup> Zum Folgenden vgl. JAN GEORG SCHNEIDER, «Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick.» In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 2 (2005), S. 154–177, hier: S. 171–176. – Zu ähnlichen Befunden gelangt André Meinunger in seinem kürzlich erschienenen Buch *Sick of Sick* (Berlin 2008).

<sup>3</sup> ... auch wenn der Kabarettist Konrad Beikircher mit dieser Eigenart der Rheinländer, nicht steigbare Wörter zu steigern, sehr schön spielt, indem er sie auf die Spitze treibt: «der Allereinigste überhaupt».

Normalerweise sind dekontextualisierte Wörter jedoch weder korrekt noch unkorrekt; vielmehr lassen sie sich erst dann sinnvoll kritisieren, wenn sie zu *Worten* werden, d. h. in (schriftlichen, mündlichen oder gebärdensprachlichen) *Äusserungen* verwendet werden.

Aber warum ist es überhaupt so wichtig, zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu unterscheiden? – Für die *Schriftsprache* ist die Frage, was wir mit Recht einen sprachlichen Fehler nennen können, wesentlich leichter zu beantworten als für die gesprochene Sprache. Dies hängt vor allem damit zusammen, wie wir die geschriebene und die gesprochene Sprache erlernen bzw. erwerben. Die gesprochene Sprache erwerben wir als Kleinkinder ganz spielerisch, wir entwickeln uns ohne explizite Regelformulierungen in eine bestehende Sprachpraxis hinein. Die Schriftsprache dagegen lernen wir in *Institutionen*; wir lernen sie, wenigstens zum Teil, nach Regeln, genauer gesagt nach Regelformulierungen<sup>4</sup>.

Wir werden vom Beginn unseres *Schrifterwerbs*prozesses an darauf getrimmt, dass es sprachliche *Fehler* gibt und dass man diese vermeiden soll. Neben der Beurteilung von Orthografiefehlern, die trivialerweise für die Schriftsprache reserviert ist, orientiert sich auch die Beurteilung der Grammatikalität fast immer an der Schriftsprache.

Typische Fehler, die nicht nur Schülern, sondern auch Studenten und mitunter sogar Journalisten unterlaufen, sind: falsche Flexionsendungen bei Adjektiven und Substantiven, insbesondere bei komplexen Nominalphrasen, sowie falsche Kasus bei Appositionen («Für ihn als einem gebildeten Menschen ist das selbstverständlich»). Fehler auf niedrigerem Niveau (z. B. im Bereich Deutsch als Fremdsprache) lassen sich natürlich noch viel leichter als solche identifizieren.

Die Grammatik der Schriftsprache ist bis heute sehr viel besser erforscht als die der gesprochenen Sprache. Deshalb neigen wir dazu,

<sup>4</sup> Vgl. hierzu JAN GEORG SCHNEIDER, «Zur Normativität von Sprachregeln. Ist Sprechen <regelgeleitetes> Handeln?» In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 33/1 (2005), S. 1–24.

Merkmale der geschriebenen unreflektiert auf die gesprochene Sprache zu übertragen. In Wirklichkeit sind gesprochene und geschriebene Sprache aber unterschiedliche Medien, die unterschiedliche mediale Eigenschaften aufweisen:

Sprachliche Äusserungen sind stets *linear* geordnet; diese *Linearität* ist allerdings bei der gesprochenen Sprache eine andere als bei der geschriebenen. Bei der gesprochenen folgen artikulierte Laute *zeitlich* aufeinander; bei der geschriebenen werden visuelle Zeichen *räumlich* nebeneinander angeordnet. Man kann von links nach rechts schreiben, von rechts nach links, von oben nach unten und von unten nach oben. In unserer Alphabetschrift beispielsweise schreiben wir von links nach rechts.

Die Zeitlichkeit bzw. Lautlichkeit der gesprochenen Sprache hat, medientheoretisch betrachtet, vor allem drei Konsequenzen: Zum einen ist die gesprochene Sprache *flüchtig*: Wenn eine gesprochene Äusserung artikuliert wurde, ist sie auch schon wieder verklungen. Die geschriebene Sprache dagegen ist starr und bleibend; sie ermöglicht daher beliebig viele Korrekturen, bevor sie der Adressat zu Gesicht bekommt.

Dies weist auch schon auf die zweite Konsequenz der Zeitlichkeit hin: Eine gesprochene Äusserung ist *irreversibel*. Einmal Gesagtes kann nicht «getilgt» werden – höchstens kann ich meine Äusserung nachträglich mithilfe einer anderen Äusserung berichtigen, relativieren oder erklären. Im Unterschied zur geschriebenen Sprache verlaufen die Produktion der Äusserung und das Verstehen derselben seitens des Adressaten *annähernd synchron*.

Aufgrund dieser drei Merkmale charakterisiert Peter Auer die Syntax der gesprochenen Sprache als «Online-Syntax<sup>5</sup>». Dieser «Online-Charakter» der gesprochenen Sprache hat natürlich auch Auswirkungen auf die grammatische Struktur der Äusserungen. Wir haben

<sup>5</sup> Vgl. PETER AUER, «Online-Syntax – Oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen.» In: Sprache und Literatur 85 (2000), S. 43–56.

hier weniger Zeit zum Planen, Korrigieren und Überarbeiten. Dies führt zu typisch mündlichen Strukturen wie:

- die cd da (.)<sup>6</sup> kannst du mir die mal leihen?
- der war echt gut der film
- weil das widerspricht sich ja
- wir hatten 1979 (.) hatten wir diese hollywood-serie holo-caust
- ich hab von halb sechs bis sieben (.) hab ich seminar

Solche Äusserungen sind nicht fehlerhaft, sondern typisch für Mündlichkeit. In der realen Kommunikation stossen sie kaum jemandem negativ auf – ausser Sprachpflegern, die jede Äusserung durch die Brille des schriftsprachlichen Standards zu betrachten pflegen.

Aber natürlich unterscheidet sich die Grammatik der gesprochenen Sprache nicht in jeder Hinsicht von der geschriebenen: Ein falscher Artikel bleibt ein falscher Artikel, eine falsche Konjunktion können wir im Mündlichen wie im Schriftlichen wählen, und auch Hyperkorrektheitsphänomene («wider besseren Wissens», «gemäss dieses Urteils») kommen in beiden Modalitäten vor.

Insgesamt kommt es immer darauf an, den jeweiligen Sprachgebrauch unter seinen jeweiligen spezifischen medialen und kommunikativen Bedingungen möglichst genau zu beschreiben. Sprachpfleger versäumen dies in der Regel; stattdessen isolieren sie einzelne Ausdrücke aus ihren Kontexten.

Dies gilt exemplarisch auch für Bastian Sicks Kolumnen (und in noch stärkerem Masse z. B. für die *Spiegel*-Titelgeschichte «Rettet dem Deutsch. Die Verlotterung der Sprache», die Ende 2006 erschien). Der grösste Mangel dieser Art von populärer Sprachkritik besteht m. E. darin, dass sie die Sprachreflexion nicht fördert, sondern nur zu noch stärkerer Unsicherheit führt und sprachlicher Kreativität das Wasser abgräbt.

<sup>6</sup> «(.)» steht für eine kurze Sprechpause.

Wie am Anfang bereits gesagt: Das Problem ist nicht der Entertainer Sick, sondern sein Expertenstatus. An der ZDF-Sendung «Was ist gutes Deutsch?», die im April 2006 ausgestrahlt wurde, nahm kein einziger Sprachwissenschaftler teil. Neben dem Moderator Volker Panzer waren die Diskutanten Konrad Beikircher, Zé Do Rock, Bodo Mrozek und Bastian Sick, wobei Sick vom Moderator immer wieder als «Experte» für deutsche Sprache angesprochen wurde; ähnlich verhielt es sich in einer Folge von «Johannes B. Kerner» (ebenfalls April 2006).

Sick tritt in diesen Kontexten nicht als Entertainer auf, sondern als Fachmann: Gelegentlich versucht er, seine Wertungen sprachsystematisch zu untermauern, und gelangt dabei häufig zu verkürzten oder unzutreffenden Darstellungen. Er orientiert sich ausschliesslich am geschriebenen Standarddeutsch; er digitalisiert die Sprache in «richtig» und «falsch». Zweifelsfälle lässt er nicht gelten.

Peter Eisenberg hat dies in einem neuen Aufsatz über Gebrauchsnormen und sprachliche Zweifelsfälle sehr deutlich formuliert:

*«Sick berät nicht, er fordert. [...] und was er thematisiert, bedarf und erhält ebenfalls keinerlei Begründung oder gar Rechtfertigung.»<sup>7</sup>*

Meine These lautet: Sicks Erfolg macht deutlich, dass es in der Öffentlichkeit ein grosses Bedürfnis nach sprachlicher Sicherheit und Sprachberatung gibt; aber Sicks Sprachkritik ist weder darauf ausgerichtet noch dazu geeignet, diese Beratung zu leisten – auch wenn es im Prinzip natürlich positiv ist, wenn er Menschen dazu bringt, sich mit Sprache zu beschäftigen.

Die Sprachwissenschaft sollte den Beratungsbedarf ernst nehmen. Sie hat Methoden, Begriffe und Modelle entwickelt, die gut dazu geeignet sind, sprachliche Phänomene zu beschreiben und Sprachangemessenheit zu beurteilen. Daher kann sie auch Nichtlinguisten eine prak-

<sup>7</sup> PETER EISENBERG, «Sprachliches Wissen im Wörterbuch der Zweifelsfälle. Über die Rekonstruktion einer Gebrauchsnorm.» In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 3 (2007), S. 209–228, hier: S. 210.

tische Orientierungshilfe bieten. Sprachwissenschaftliche Argumente sollten popularisiert werden: Sie gehören ebenso in den öffentlichen Diskurs wie sprachpflegerische. Noch zu selten beteiligt sich die Linguistik an öffentlichen Debatten über Sprache und Normen; zu selten wird sie an diesen Debatten beteiligt.

Aber nach welchen *Kriterien* könnte linguistisch fundierte Sprachberatung vonstatten gehen? *Ich zitiere nochmals den genannten Artikel von Eisenberg:*

*«Der geschriebene Standard als Leitvarietät ist nicht per se korrekt und andere Varietäten sind nicht per se nicht korrekt. Sprachnormung läuft letztlich darauf hinaus, dem Sprecher ein Angebot zu machen. Der Standard wird nicht als etwas hingestellt, das man durch Vorschriften und Verbote durchsetzen müsse, sondern als die Varietät, die der Sprecher unter bestimmten Umständen verwendet. Normative Aussagen haben prinzipiell die Form von Implikationen: Wenn Du den Standard verwenden willst, dann kannst Du es auf folgende Weise tun.» (S. 226)*

Wichtig ist hier u. a. der Ausdruck «unter bestimmten Umständen». Es geht dabei aus meiner Sicht vor allem um folgende Frage: «Wenn ich dieses oder jenes kommunikative Ziel erreichen will, welche (mündlichen oder schriftlichen) Äusserungen sind dann im jeweiligen Kontext *angemessen?*»

Wenn man unter Sprachkompetenz nicht länger ein starres Regelwerk versteht, sondern die Fähigkeit, sprachliche Ausdrücke in verschiedensten kommunikativen Kontexten, in verschiedensten «Sprachspielen», wie Wittgenstein sagen würde<sup>8</sup>, mehr oder weniger geschmackvoll und passend zu verwenden, dann eröffnen sich ganz neue Dimensionen der Beurteilbarkeit, und nicht nur das einseitige Richtig-falsch-Kriterium.

Sprachkompetenz lässt sich in diesem Sinne als *Sprachspielkompetenz* begreifen.<sup>9</sup> Diese zeigt sich in der Fähigkeit zum ange-

<sup>8</sup> Vgl. etwa LUDWIG WITTGENSTEIN, *Philosophische Untersuchungen*. In: Werkausgabe, Bd. 1, Frankfurt am Main 1984, §§ 7 und 23.

<sup>9</sup> Vgl. hierzu ausführlich JAN GEORG SCHNEIDER, *Spielräume der Medialität. Linguistische Gegenstandskonstitution aus medientheoretischer und pragmatischer Perspektive*, Berlin/New York 2008 (= *Linguistik – Impulse & Tendenzen* 29), Kap. 3.3.

messenen Sprachgebrauch und in der Fähigkeit zur Reflexion der sprachlichen Angemessenheit. Die dabei reflektierten Normen lassen sich in der Tat als Wenn-dann-Sätze formulieren. – Hier einige (etwas plakative) Beispiele, um die Richtung zu verdeutlichen:

- Wenn du kein genervtes Augenrollen ernten möchtest, dann sprich die Kellnerin in einer Studentenkneipe nicht mit «Hallo, Fräulein» an.
- Wenn du nicht als extrem altmodisch gelten willst, dann beende deine E-Mail nicht mit «Hochachtungsvoll».
- Wenn du in einem Aufsatz einen «gehobenen Sprachstil<sup>10</sup>» verwenden willst, dann schreib vielleicht eher «Woran erkennt man schlechten Stil?» als «An was erkennt man schlechten Stil?».

Zu einer ausgeprägten Sprachspielkompetenz gehört aber auch die Fähigkeit, in bestimmten Situationen mit solchen Normen zu spielen, sie zu ironisieren usw.: zum Beispiel, wenn der FAZ-Autor Seidl über Sick schreibt: «Oh Mann, hey, echt, dem seine Probleme möcht ich auch nicht haben!»<sup>11</sup> – Auch hier zeigt sich, dass sich Angemessenheit und Korrektheit nicht unabhängig von Kontexten beurteilen lassen.

Ausserdem gehört zur Sprachspielkompetenz auch die Fähigkeit zum angemessenen *Medien- und Domänenwechsel*. – Viele Sprachkritiker betrachten z. B. SMS-spezifische Abkürzungen wie *CUL8R* und *hdgdl*<sup>12</sup> generell als Indizien für mangelnde oder sinkende Sprachkompetenz. In Wirklichkeit handelt es sich jedoch in bestimmten Domänen und Medien – z. B. in der privaten SMS-Kommunikation – um intelligente Problemlösungen.

Ein Mangel an Sprach(spiel)kompetenz zeigt sich allerdings genau dann, wenn die Sprachverwender nicht mehr in der Lage sind, den

<sup>10</sup> Ich gehe hier zwar von Sicks Beispiel aus, setze den Ausdruck «gehobener Sprachstil» jedoch in Anführungszeichen, um zu verdeutlichen, wie subjektiv und kontextabhängig solche stilistischen Werturteile sind und wie vorsichtig man mit ihnen umgehen sollte: Sie haben maximal Faustregel-Status. Das Zitat von Kehlmann wurde ja oben bereits als Gegenbeleg angeführt.

<sup>11</sup> Vgl. CLAUDIUS SEIDL, «Der Zwiebfisch stinkt vom Kopf her. Warum der Sprachkritiker Bastian Sick so unglaublich nervt.» In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 44/2006, S. 25.

<sup>12</sup> «See you later», «Hab dich ganz doll lieb».

Code angemessen zu wechseln. – Im *Guardian* war vor einiger Zeit zu lesen, dass an schottischen Schulen neuerdings SMS-Abkürzungen (text-messaging short forms) in schriftlichen Prüfungen zugelassen sind (*The Guardian*, 3. November 2006). Solche «Zugeständnisse» wären ohne Zweifel Ausdruck einer massiven Bildungsmisere. Die Hauptverantwortung hierfür trügen aber nicht die «neuen Medien», sondern Bildungseinrichtungen, Familien und Politik.

Zudem ist die Frage, ob solche Code- und Medienwechsel heute wirklich kaum noch funktionieren, bisher wissenschaftlich nicht geklärt. Bei diesem Thema wird allzu häufig vorurteilsbeladen, unsachlich und undifferenziert diskutiert. Derzeit gibt es aber in der Schweiz ein von Christa Dürscheid geleitetes Projekt, bei dem die Frage empirisch-wissenschaftlich untersucht wird: Hat das elektronische, private Schreiben von Jugendlichen signifikanten Einfluss auf die schulische Textproduktion? – Auf die Ergebnisse darf man gespannt sein.

Die Sprachspielkompetenz und die Sprachreflexion in Schule, Universität und anderen Bereichen der Gesellschaft zu fördern, sollte jedenfalls unser Ziel sein. Belehrungen und allgemeine Klagen über die «Verlotterung der Sprache» sind hierbei kaum die richtige Methode.